

Schwarzarbeit in Leipzig: „Wenn ich 20 000 Mark nebenbei verdienen kann, tue ich das auch“

## Jeder für sich, und keiner für alle

Aus dem unsicheren Arbeitsmarkt im Osten haben viele junge Leute ganz selbstverständlich ihre Konsequenz gezogen – der Staat ist nur zum Nehmen da

Von Corinna Emundts

**Leipzig**, im Januar – Rainer zittert. Er steckt die Hände in die Taschen seines blauen Antons und zieht die Schultern hoch. Es ist kalt, bitterkalt auf der Baustelle. Den in einer Reihe wartenden Männern steigen Atemfahnen aus der Nase. Rainer (alle Namen geändert) zittert eher vor Unbehagen. Der Kontrolleur des Arbeitsamtes sieht seine Papiere durch, den Meldeschein über ein Arbeitsverhältnis auf 520-Mark-Basis. Rainer steht schweigend daneben. Einmal schaut der Kontrolleur ihn etwas ungläubig durch dicke Brillengläser an: „Sie arbeiten wirklich nur zwei, drei Tage die Woche halbtags?“ Rainer nickt. Der Kontrolleur gibt sich zufrieden und notiert Adresse und Arbeitgeber, einen Fünf-Mann-Fugentechnikbetrieb.

Morgens um zehn Uhr, eine der täglichen Kontrollen des Arbeitsamtes auf einer der rund 3000 Baustellen Leipzigs, dem zugigen Rohbau eines Hotels am Messegelände. Die „Sonderprüfgruppe Außendienst Bau“ sucht vor allem nach Ausländern ohne Arbeitserlaubnis, nebenbei auch nach illegal Beschäftigten und deren Arbeitgebern. Ein Kommando der Kriminalpolizei sperrt das Gelände ab. So lassen sich die Männer und Frauen vom Arbeitsamt auch die Papiere jedes Deutschen zeigen, doch jemandem Schwarzarbeit nachzuweisen, gelingt ihnen meist nicht. Schon gar nicht, wenn der Arbeitgeber mitspielt. Zu undurchsichtig ist oft die Vernetzung der Bausubunternehmer, zu schwierig die Beweisführung über die Arbeitszeit, wenn nicht mal Stundenbücher geschrieben werden. „Was da wirklich vonstatten geht“, sagt Kontrolleurin Wiegand, „wissen wir nicht.“ Ihr Kollege Treptow findet etwas

mitleidig, „daß es nicht darum geht, den Deutschen, die sich auf dem Arbeitsmarkt behaupten müssen, noch extra das Leben schwerzumachen“.

### „Ich hatte keine Wahl“

Als die Prüfer wieder abgezogen sind, steigt Rainer mit Material zum Verfügen die Rohbautreppe hoch, hüstelt und flüstert, daß er viel mehr arbeite als zwei, drei halbe Tage die Woche, schwarz natürlich. Rainer ist ein schwächlicher, kleiner Mann mit dunkelgegerbten Schatten um die Augen, gerade 29, sieht aber zwanzig Jahre älter aus. Folgeschäden seiner Arbeit im DDR-Chemiewerk Buna bei Halle: Als Transportarbeiter fuhr er Chemikalien hin und her und atmete giftige Dämpfe ein, „keiner wußte, was das für Gase waren, die aus den Rohren austraten“. Als 1992 das Werk geschlossen wurde, hatte er schon Geschwüre an Magen und Lunge hinter sich. Danach kamen fünf Jahre Arbeitslosigkeit. Ehemalige Kollegen vermittelten ihm diesen Job: Die 520 Mark Entgelt für geringfügig Beschäftigte in den neuen Bundesländern werden mit der Arbeitslosenhilfe verrechnet, damit kommt Rainer offiziell auf 900 Mark und ist für seinen Chef eine sozialversicherungsfreie Kraft.

Für Rainer rechnet sich das nur mit den 15 Mark auf die Hand, die er für jede Zusatzstunde Schwarzarbeit bekommt. So hat er etwa 1800 Mark monatlich. Sicher, illegal, aber hätte er nicht zugegriffen, hätte es ein anderer getan. „Ich hatte keine Wahl“, sagt er verzagt. Viele, die in Leipzig legal arbeiten, kennen Arbeitslosigkeit aus eigener Erfahrung und Kollegen, die schwarzarbeiten. Keiner schimpft über sie, keiner wirft ihnen

vor, sie nähmen anderen Arbeitsplätze weg.

Oben, im vierten Stock des soeben kontrollierten Neubaus, deutet ein rotgesichtiger Maurer aus einer Fensterhöhle auf zwei Bürohochhäuser: „Schaun'se, wenn da hinten Gottschalk und Jauch investieren, setzen die das von der Steuer ab.“ Das habe er aus *Bild*. „Und hier steht den Leuten das Wasser bis zum Hals.“ Er verstehe jeden, dessen Frau auch arbeitslos sei, „wenn der einen schwarzen Job nicht ablehnt“. Während weiter an Reformen des Steuer- und des Sozialsystems herumgedoktert wird, haben viele Menschen im Osten die Konsequenz längst gezogen: Jeder für sich, und keiner für alle.

Im dritten Stock arbeitet der Lehrling Ralf, 17, schmal und blaß, auf dem Kopf eine Wollmütze von Borussia Dortmund – „sich mal ein Spiel vor Ort anzuschauen ist nicht drin“. Er träumt von einer New-York-Reise, aber rechnet damit, nach der Lehre ebenso arbeitslos zu sein wie es sein Vater schon seit Jahren ist. Dann will er lieber irgendwo und irgendwie arbeiten, für 15 Mark auf die Hand.

Selbst Wolfgang Leesch, ein lebensfroh wirkender Bayer und Leiter der Sonderprüfgruppe Bau, redet vom eigenen Frust, als er Leute einstellen mußte für seine Truppe und nur 55 nehmen konnte: „Ich war heilfroh, auf der anderen Seite des Tisches zu sitzen“, sagt er. Die Arbeitslosigkeit in der 457 000-Einwohner-Stadt beträgt offiziell 17,3 Prozent. Aber letztlich, sagt Leesch, liege sie bei 28 Prozent, wenn man Umschulungen, ABM-Stellen und andere vorübergehende Maßnahmen dazuzähle.

Fast jeder Dritte ist also arbeitslos, und die Zahl der geringfügig Beschäftigten kann

selbst das Leipziger Arbeitsamt nur schätzen. Von solchen Bedingungen scheint ein anderer Arbeitsmarkt zu profitieren, in dem keine Zahlen existieren für eine Arbeit, die ohne Vertrag, ohne Abgaben an Finanzamt oder Sozialversicherung verrichtet und bar bezahlt wird. Wolfgang Leesch vermutet eine „be-trächtliche Dunkelziffer“ von Schwarzarbeit bei Gastronomie, Reinigungsgewerbe – vor allem aber beim Bau. Mehr als 60 Prozent der Häuser seien noch nicht instandgesetzt: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendein Haushalt offiziell einen Malerbetrieb kommen läßt.“ Schwarzarbeiter böten sich ganz offen über Kleinanzeigen an, nicht sozialversicherte geringfügig Beschäftigte arbeiteten tatsächlich viel mehr, auch Empfänger von Sozialleistungen arbeiteten nebenher. Doch der Kontrolleur wirkt fast so, als habe er Verständnis dafür – es sei Aufgabe der Politik, Arbeitsplätze zu schaffen, „damit die Leute nicht in so eine Situation kommen“.

Die Sozialarbeiterin Silke Schumann schüttelt nur noch den Kopf über die Lage am Arbeitsmarkt. Mühsam überredete sie bei einem Sozialprojekt in der Plattensiedlung Grünau rechtsgerichtete Jugendliche zu einer Ausbildung. Doch nach ihrem Abschluß hörten die jungen Männer überall, sie seien als Facharbeiter zu teuer. Von früh bis spät arbeiten sie nun als Fliesenleger, Trockenbauer und Maurer – schwarz, zur Arbeitslosenhilfe hinzu. „Einerseits hätten sie lieber eine feste Stelle, andererseits belächeln sie mich, weil ich nur einmal kassiere.“

Seitdem die Stadt Leipzig einige erwerbsfähige Sozialhilfeempfänger in einem städtischen Betrieb zur Arbeit verpflichtet, gibt es einen auffälligen Befund. Ein Drittel aller

Zwangsbeschäftigten, die etwa in der Verwaltung, bei der Teichentschlammung oder der Tierpflege arbeiten sollen, verschwindet im „Bermuda Dreieck“, wie es Ulrike Lucas vom Leipziger Sozialamt nennt: Sie melden sich nie beim „Betrieb für Beschäftigungsförderung“ (BfB) zur Arbeit und verlieren damit das Recht auf Sozialhilfe. 1997 verzichteten so 607 von 1600 auf Sozialhilfe. „Jedes Sozialamt ist froh, wenn einer nicht mehr erscheint“, sagt Amtsleiter Walter Köhl, „da betreiben wir keine Tiefenfor- schung, was aus ihnen wird.“ Seine Abteilungsleiterin Lucas glaubt, „daß vor allem junge Männer andere Quellen zum Lebensunterhalt gefunden haben“, unversichert, ohne Anspruch auf Krankengeld oder Rente.

Andere machen es wie Heribert. „Wer schlau ist, geht zum BfB und arbeitet nebenbei“, sagt der 25jährige. Er muß als zugewiesener Sozialhilfeempfänger an Sanierungen und Neubauten auf dem Betriebsgelände mitarbeiten, aber er meldet sich krank, so oft es geht. Ihn langweilt die Arbeit, es gehe zu wie in einem DDR-Kombinat: „Man bekommt einen Anschluß, wenn man zu schnell fertig ist.“ Lieber ist Heribert in eigener Sache mit Handy und Auto unterwegs. So wie früher, als er im Westen selbständig war, bevor er mit seiner Handwerksfirma Konkurs ging. Danach floh er verschuldet nach Leipzig zu seiner Tante und beantragte Sozialhilfe. Drei private Baustellen betreut er gerade gleichzeitig, mal ein Einfamilienhausbau, mal den Ausbau des Dachgeschosses. Heribert läßt auch andere schwarzarbeiten. Am Wochenende holt er schon mal Kollegen vom BfB, „die froh sind, wenn sie was nebenbei verdienen“. 300 Mark zahle er für einen 14-Stunden-Tag. Brauche er schnell mal viele Bauarbeiter, hole er sich ein „paar Polen“, die er sogar krankenversichere – mit einer Reiseversicherung. Zwei junge Männer beschäftigt er regelmäßig.

Einer ist Wolfgang, 26, seit 1993 als Maurer bei einer Firma im Osten angestellt. „Aber man kann jeden Moment rausfliegen, wenn keine Aufträge kommen, vielleicht schon Montag.“ Wolfgang lernte in der DDR Baumaschinenführer, nach der Wende Kurzarbeit, dann die Kündigung. Ein Jahr arbeitete er in einem Drei-Mann-Baubetrieb gegen Barschecks. Bis Wolfgang merkte, daß der Boß zwar alle Abgaben abgezogen, aber weder Steuern noch Sozialabgaben abgeführt, noch ihn bei der Krankenkasse angemeldet hatte. Die 1800 Mark netto, die ihm als Maurer blieben, reichten nicht für die Versicherungen und die Raten für den Kleinwagen, sagt Wolfgang, deswegen verdiene er nach Feierabend 1000 Mark im Monat hinzu. „Man will ja auch mal in Urlaub fahren.“ Urlaub – das war 1997 eine Woche Spanien mit der Freundin, Fahrt mit dem Auto, Unterkunft in der Pension.

Schwarz-Unternehmer Heribert sagt stolz, er habe noch gar nicht zusammengerechnet, was er im vergangenen Jahr verdient hat, „aber es muß ziemlich viel sein“. Bei einem Rohbau blieben 10 000 Mark oder mehr hängen, weil er auch wisse, wo Baustoffe billig zu kriegen sind. Offiziell laufe das als Nachbarschaftshilfe, dagegen sind die „Nachbarn“ auf dem Bauplatz auch versichert. Heribert redet, als könne er ein ganzes Netz von Baustoffhändlern, Handwerkern und Kunden. Skrupel gegenüber Staat und Solidargemeinschaft kennt er nicht. „Es gibt keine Entschuldigung für das, was ich mache“, sagt er, „aber wenn ich 20 000 Mark nebenbei verdienen kann, tue ich es auch.“

Michael hat viele Bekannte, die sich nach der Wende so verschuldet haben, „daß es sich für die nicht mehr lohnt, legal zu arbeiten“. Er sagt: „Es wurde den Leuten zu einfach gemacht.“ Der 30jährige hat selbst zwei Jahre Schwarzarbeit hinter sich, und er hat nun aus anderen Gründen entschieden, vor-

erst nur von Sozialleistungen zu leben. Vor der Wende, sagt er, sei die Welt für ihn „in Ordnung“ gewesen. Er war Maurer in Leipzig, in der Feierabendbrigade verdiente er „das Drei- bis Vierfache“ dazu. Nach dem Mauerfall sei er einfach von der Arbeit weg- geblieben, „und ich habe mit Feierabendarbeit weitergemacht“, fünf frühere Kollegen kamen dazu. Im ersten Jahr habe er gut verdient, „dann haben die Firmen mitgekriegt, daß wir Schwarzarbeit nicht einklagen können und uns nicht bezahlt“. Er habe viele Enttäuschungen erlebt. „Aber ich wollte meinen Lebensstandard halten, drei- bis viertausend Mark auf die Hand, das war ich gewohnt.“ Er lächelt unsicher. Schon zu DDR-Zeiten habe er sich abgrenzen wollen von den Einheits-Klamotten und Tapeten der anderen. „Dann kam die kriminelle Laufbahn blitzartig.“

Mit ein paar Kumpels spezialisierte sich Michael auf Betrug, Scheckhefte, Scheckkarten und Kreditkarten. „Man mußte nur die Unterschrift bringen und die Karte hinlegen.“ Es habe Spaß gemacht, sich alles zu kaufen, der Freundin im Wäscheladen einfach etwas auszusuchen. Als nach zwei Jahren eine Verhaftungswelle die Bande zerschlug, floh Michael nach Tschechien. Wenn er Geld brauchte, habe er Ladenbesitzer im deutschen Grenzgebiet überfallen. Schließlich aufgegriffen, verbrachte er 13 Monate in Untersuchungshaft, kam aber mit einer Bewährungsstrafe davon.

Im Knast habe er sich „die Schuhe für 800 Mark gründlich abgewöhnt“, und die Angst und die Isolation, die wolle er nicht nochmal erleben. „Aber richtig auf dem Arbeitsmarkt malochen für wenig Geld will ich auch nicht mehr.“ Michael arbeitet als zugewiesener Sozialhilfeempfänger im Betrieb der Leipziger BfB in seinem alten Beruf. Da fühle er sich sicher und arbeite sich nicht kaputt. Nach der auf ein Jahr beschränkten Beschäf-

tigung hofft er auf eine Verlängerung, dann will er von Sozialleistungen leben, schwarz gehe immer was nebenbei.

### Da wird keiner rot

Für den Westberliner Jugendforscher Johannes Goebel ist „das Durchwursteln die Arbeitsperspektive der Zukunft“, im Osten nicht anders als im Westen, nur stärker. „weil hier nach der Wende gleich der karge Kapitalismus eintrat“. Es setze sich die Mentalität durch, daß diejenigen, die noch in die Versorgungskassen einzahlen, die Verlierer seien. Der Unterschied zwischen Schwarzarbeit und normaler Arbeit sei für manche nicht mehr nachzuvollziehen.

Auch Klaus-Heinrich hat kein schlechtes Gewissen. Er steht am Tresen der „Guten Quelle“ im Leipziger Arbeiterviertel Alt-Lindenau und trinkt sein drittes Bier, ein- fuffzig das Glas. Zwei Hunde, die aussehen wie eine Mischung aus Boxer und Pitbull, sitzen in einer Pfütze in der Ecke. Wie für viele der nächtlichen Kneipengäste brachte die Wende Arbeitslosigkeit, ABM und Um- schulung mit sich. Klaus-Heinrich hat sich selbständig gemacht und ein Entrümpelungs- unternehmen angemeldet, beschäftigt Schwarzarbeiter und redet offen darüber. „Ohne Tricksen geht es nicht in so einem Ein-Mann-Betrieb“, sagt er, „mit Ehrlichkeit komme ich nicht weiter.“ Früher habe er komplett schwarz beschäftigt, „doch da bin ich mal erwischt worden“. Jetzt nehme er Arbeitslose auf 520-Mark-Basis und lasse sie voll durcharbeiten, gegen Bares. Er unter- schreibe nicht mal den Meldeschein beim Arbeitsamt, „bei einer Kontrolle sage ich, die seien den ersten Tag da und werden morgen angemeldet“. Damit komme er immer durch. „Es sind viele, die so arbeiten, das kann man sagen, ohne rot zu werden.“

„WAS DA WIRKLICH vonstatten geht, wissen wir nicht“: Die Prüfer vom Arbeitsamt Leipzig bei einer ihrer Kontrollen auf den Baustellen der Stadt.

Photo: Limberg

